



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Goethe-Briefe : nebst einem ungedruckten Briefe von Rochlitz an
Goethe

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Neue Goethe-Briefe

Nebst einem ungedruckten Briefe von Rochlitz an Goethe

Von Hans Gerhard Gräf

2



In Goethes Medaillensammlung waren die Bildnisse mehrerer Glieder der berühmten Patrizierfamilie Welsler in Augsburg vortrefflich vertreten; neuerdings hatten Rauch und dessen Schüler Karl Viktor Meyer, ein Sohn von Goethes Freund Nikolaus Meyer, noch einige Exemplare gesandt. Durch diese wird Goethe in seinem Briefe an Rauch zu folgender bedeutenden Äußerung veranlaßt: „Gypsabguß und Pasten sind mir von des edlen Welsers Denkbild gekommen. Unter meiner ältern Medaillensammlung habe sowohl in Original-bronze, als in Gypsabgüssen, nicht weniger in Holz geschnitten manches ähnliche Vorzügliche. In Nürnberg und Augsburg muß zu jener Zeit, welche freilich eine sehr schöne war, auch dieser Kunstzweig auf einen hohen Grad gebracht worden sein, wie denn ja alle Künste gleichzeitig immer auf einander wirken. Wahrheit und Tüchtigkeit ist der Ausdruck alles dessen, was um die Epoche der Reformation gebildet wurde. Ist denn doch auch diese eigentlich das Beispiel, wie tüchtige Menschen, gleichwie in sittlichen und religiösen, auch so in allen Dingen wahr zu sein sich verpflichtet fühlten.“

Weiterhin rühmt Goethe die Tätigkeit der Berliner Künstler Friedrich Tieck, Schinkel und Beuth, denen er schon manche Bereicherung seiner Sammlungen verdankte; er tut es, nicht ohne eine jener rührenden Wendungen einfließen zu lassen, die für den Anschauungsdurst des Einsamen so charakteristisch sind: „Man stellt sich nicht leicht vor, wie sehr ich anerkenne, wenn man mir in meinem kleinen Bezirk etwas Würdiges stiftet, wie sehr ich zu schätzen weiß, wenn irgend etwas Vorzügliches irgend woher zu meinem Besitz gelangt. Vor einiger Zeit erhielt ich unvermuthet eine Capitalzeichnung von Rembrandt, woran ich schon einige Wochen zehre, bei dieser Gelegenheit andere Werke dieses unvergleichlichen Meisters hervorbringe und in sein Verdienst einzubringen mir zur Angelegenheit mache.“

Rauch hatte in seinem Schreiben vom 11. Februar mit höchster Anerkennung einer Zeichnung seines Schülers Ernst Rietschel gedacht „zu einem Relief: Jakob nach Agypten ziehend, das Wiederfinden Josephs; der Zug der Brüder, der Frauen, der Kinder, der Gespanne, des Viehes, Schafe und Rinder p. bildet eine so kunstgerechte schöne Zusammenstellung, daß zugleich mit größerm

Seelenausdruck in allen Motiven ich nie Schöneres sah. Schwach und gering kam ich mir vor, wie meinem Auge so viel Schönes, in Gedanken und Form, sich entwickelte! In diesem jungen Manne erreicht wahrscheinlich die neuere Skulptur eine nie geahnte Höhe und Thorwaldsens immenses Talent in dessen feinerem Sinn und Bildung den berufenen würdigen Nachfolger.“ Hierauf nun erwidert Goethe: „Können Sie, theuerster Freund, mir die Durchzeichnung nur von einem Theil der gerühmten Friese verschaffen? Ich besitze vieles, was die Alten in dieser Art unternommen, was Mantegna, Raphael selbst, Julius Roman, Polidoro, auch neuerlich Appiani in Mailand und Thorwaldson in Rom hierin geleistet; ich habe oft und viel darüber nachgedacht, und ein neues Beispiel würde mich abermals belehren. Nur bemerke ich hiebei: daß Sie, als ein wahrer Meister, sich hinter einen geistreichen Schüler allzu bescheiden zurückstellen; ich sollte denken, Ihre beiden Vasreliefe [vom Blücherdenkmal in Berlin], die ich jetzt das Vergnügen habe täglich anzuschauen, sollten hiernach gar wohl Rang und Würde behaupten.“ —

Wie auf dem Gebiete der Kunst so trat auch im Bereich der Literatur manches interessante Neue Goethen in diesen Monaten nahe; der zur Verfügung stehende Raum erlaubt uns jedoch nicht, näher darauf einzugehen, doch sei auf das Wichtigste wenigstens flüchtig hingedeutet: durch die Zusendung von Leopold Ranke's Werk über die serbische Revolution sah Goethe sich Mitte März 1829 veranlaßt, in einem bisher unbekanntem Briefe an den Verleger Perthes in Hamburg von diesem nähere Auskunft über die Persönlichkeit und Lebenslage des Verfassers zu erbitten; dem Domherrn Katerkamp in Münster, der sein Buch über das Leben der Fürstin Amalia von Gallizien durch Friedrich v. Lued hatte übersenden lassen, ließ Goethe durch seinen Sohn danken in einem langen, in dessen Namen diktierten Schreiben vom 29. Januar 1829; endlich sei besonders hingewiesen auf die merkwürdigen Äußerungen Goethes über die Gedichte Ludwigs des Ersten von Bayern in den beiden bisher ungedruckten Briefen von Ende März 1829 an einen Ungenannten (vielleicht an den Münchner Hofmaler Stieler) und vom 14. April 1829 an den König selbst.

Suchen wir nunmehr den Dichter in seiner eignen Werkstatt auf und fragen, was etwa Neues die in unserm Bande erstmals gedruckten Briefe über Goethes dichterische und schriftstellerische Tätigkeit bringen, so gewahren wir zwar nichts von überragender Bedeutung, doch aber manches sehr Willkommene.

„In emstiger Geduld“ (diesem glücklichen Ausdruck begegnen wir in einem Briefe an Heinrich Meyer vom 10. Februar 1829) verbrachte der Greis seine Stunden, „die guten benutzend“, wie er Zeltern einmal vertraut (11. Juni 1829), „die schlechten verpassend oder, was besser getan ist, verschlafend“. Zwei große abschließende Arbeiten waren innerhalb unsers Zeitraums von dem Achtzigjährigen für die letzte Ausgabe seiner Werke noch zu bewältigen: die Neugestaltung von „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ und die Darstellung des zweiten Aufenthaltes in Rom; zahlreiche Briefe gedenken dieser beiden Tätig-

keiten, und manche unter ihnen, zumal die Briefe an Niemer, bringen reiche Nachträge zu dem großen und wichtigen Kapitel „Goethe über seine Dichtungen“. Viel Beschwerde, das erkennt man, haben die „Wanderjahre“ Goethen gemacht, aber er läßt nicht ab, das Ungeformte zu formen und aus der Fülle seiner fast ein Jahrhundert umspannenden Erfahrung goldne Worte der Weisheit in das bunte Gewebe der Erzählung zu wirken; endlich kann er ausrufen: „Der lästige Alp löstet sich nach und nach, und man kann alsdenn mit einiger Freiheit wieder umherschauen“ (an Niemer, 9. Februar 1829).

Von den kleinern poetischen Erzeugnissen unsers Zeitraums wird das bedeutendste in unserm Briefbände überhaupt nicht genannt, das herrliche „Vermächtnis“ des Naturforschers und Weltweisen Goethe, das Gedicht „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!“ Dagegen ist von den beiden für Zelters siebzigsten Geburtstag „mit dem besten Willen extemporierten“ Dichtungen, der Kantate und dem Tischlied, mehrfach die Rede, besonders in drei bisher ungedruckten Briefen an den Komponisten Karl Friedrich Rungenhagen vom 21. Oktober, 18. November und 6. Dezember 1828.

Seit dem Frühjahr 1829 wurde in Weimar eifrig an den Vorbereitungen gearbeitet: Goethes herannahenden achtzigsten Geburtstag durch eine Auf-führung des „Faust“ zu feiern. Der Dichter selbst wurde zur Mitwirkung bei diesem „bedenklichen“ Unternehmen genötigt.*) Man legte ihm das von Klingemann in Braunschweig bezogne Soufflierbuch vor zur Begutachtung der von Niemer und andern für nötig erachteten Änderungen und Striche. Aus einem bisher ungedruckten Briefchen erfahren wir jetzt, daß Goethe dieses Soufflierbuch am 25. März 1829 an Niemer zurückschickte mit den Worten: „Hiebei das Manuscript zurück. Einiges kann, ohne den Sinn zu stören, ausgelassen werden, anderes mit wenigen Federstrichen zurechte gerückt. An einigem seh' ich das Bedenken nicht ein. Wollen Sie nun vorerst das Auffallende rectificiren, so sprechen wir wohl noch einmal über das Problematische.“

Neben den schon genannten dichterischen und autobiographischen Arbeiten förderte Goethe in unserm Zeitraum vor allem die Drucklegung seines Briefwechsels mit Schiller. Von den sich auf dieses wichtige Unternehmen beziehenden Stellen bis jetzt unbekannter Briefe sei hier nur folgende interessante Bemerkung aus dem Schreiben an Reichel vom 25. März 1829 angeführt: „Bei dieser Gelegenheit aber bemerke, daß wir besser thäten, Seite 186 [in Goethes Brief vom 2. Mai 1798] statt der Namen Posselt und Genz nur die Anfangsbuchstaben P. und G. zu setzen. Man hat durchaus alles Verlezendende zu vermeiden getrachtet, und doch ist eins und das andere durchgelaufen.“

Auch von außerhalb wurde Goethe veranlaßt, seine Gedanken auf die Schillerperiode zu richten. Der Verlagsbuchhändler Wilmans in Frankfurt

*) Ausführlicheres darüber findet man in meiner Schrift „Goethes Anteil an der ersten Faustaufführung in Weimar am 29. August 1829“ (Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger, 1904) und in Band 4 meines Werkes „Goethe über seine Dichtungen“ (Frankfurt am Main, Literarische Anstalt Rütten & Loening, 1904).

am Main hatte am 7. Januar 1829 brieflich um ein Vorwort gebeten zu der von ihm übernommenen Ausgabe einer deutschen Übersetzung von Thomas Carlyles Werk *The Life of Friedrich Schiller: Comprehending an Examination of his Works* (London, 1825); Goethe erwiderte in einem, von uns nach dem Konzept mitgeteilten Briefchen sehr verbindlich: er könne zwar nichts versprechen, weil ihm gar zu vieles obliege, was von Tag zu Tag geleistet werden müsse, vielleicht aber werde er beim Lesen der Aushängebogen eine Anregung gewinnen. Das Werk erschien, in der Übersetzung von Marie v. Teubern, erst 1830, aber eingeleitet von Goethe, durch dessen Fürsorge Titel und Umschlag sinnvollen bildlichen Schmuck erhielten.

Die englische Originalausgabe hatte Goethe kurz, aber liebevoll im zweiten Heft des sechsten Bandes seiner Zeitschrift „Über Kunst und Altertum“ angezeigt, das im Juli 1828 zur Ausgabe gelangt war. Es sollte dies das letzte von Goethe selbst zum Druck beförderte Heft jenes gehaltvollen Journals bleiben, durch dessen Verlag Cotta freilich keine Reichthümer erworben hat. Besser gelang ihm das durch die Ausgabe letzter Hand von Goethes Werken, die während des Zeitraums unsers Briefbandes bis zum Erscheinen der fünften Lieferung (Band 21 bis 25) fortschritt. Am 27. September 1828 hatte der berühmte Verleger seinen berühmtesten Autor in Weimar besucht. Elf Tage später, am 8. Oktober schreibt Goethe in einem bisher ungedruckten Briefe an Cotta: „Ew. Hochwohlgeboren sind gewiß mit der Überzeugung abgereift: daß Ihre und Ihrer Frau Gemahlin Gegenwart bei uns den angenehmsten Eindruck zurückgelassen, und daß wir uns oft an der Erinnerung ergehen, ein so werthes Paar auch persönlich verehrt zu haben. Gedenken Sie unsrer auf gleiche Weise, so kann das schon so lange dauernde wichtige Verhältniß nur immer schöner sich gestalten, und ein wechselseitiger Vortheil von den würdigsten Gefühlen gegenseitigen Vertrauens geadelt werden.“ Dieser feierliche Ton ist überaus charakteristisch und läßt ganz klar erkennen, daß das „gegenseitige Vertrauen“ eben nicht übermäßig stark war. Noch deutlicher wird dies aus dem nächsten Schreiben an Cotta vom 30. November 1828,*) worin es heißt: „Nun aber lassen Sie mich eine wichtige Betrachtung mittheilen, zu welcher ich durch Ihre neuliche erwünschte Gegenwart veranlaßt worden. Männer, die in so bedeutenden Lebensverhältnissen verbunden sind, sollten nicht so lange anstehen, sich persönlich zu nähern und mündlich zu besprechen. Entfernung entfernt die Gemüther, es sei, wie ihm wolle; ein Augenblick der Gegenwart hebt alle die Nebel auf, die sich in der Weite nur gar zu leicht vermehren und verdichten.“ —

Nebel, die sich nur gar zu leicht vermehren und verdichten — an diesem treffenden Vergleich erkennen wir den alten, treuen Beobachter der Natur. Wie oft hatte er in Jena an den Ufern der Saale, auf den walldigen Höhen

*) Bereits früher gedruckt im „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta“ (Stuttgart, 1876), S. 587.

des Thüringer Berglandes, in Karlsbad und Marienbad und noch vor kurzem im Sommer 1828 während seines Stillebens im Dornburger Schloßchen das stumme, geisterhafte Wechselspiel steigender und fallender Nebelschleier beobachtet! In den blumenreichen Terrassengärten Dornburgs, mit ihrem freien Blick auf die Saalewiesen in der Tiefe und auf die waldbreichen Berge gegenüber, da war in Goethe eine alte Leidenschaft mit jugendlicher Gewalt wieder erwacht, die Liebe zur Pflanzenwelt, die Neigung, sich in morphologische und biologische Probleme der Botanik zu versenken; und so konnte er im Spätjahr dem Stuttgarter Botaniker Georg Friedrich v. Säger in Wahrheit bekennen (15. November 1828, bisher ungedruckt): „Auch ich habe nicht unterlassen, diese Zeit her jene mir seit vielen Jahren höchst werthe Studien der Botanik gelegentlich fortzusetzen und darf wohl behaupten: ich würde, wenn nicht so manche Abhaltungen entgegen stünden, meine späteren Jahre ganz der Naturforschung widmen.“ Zugleich über sandte er ihm eine Abbildung und ein Exemplar jener seltsamen, zu den Liliaceen gehörenden Pflanze, die sein Freund, der Graf Kaspar v. Sternberg, vor kurzem zuerst beschrieben hatte unter dem Namen *Anthericum comosum* (jetzt *Chlorophytum Sternbergianum* Steudel.). „Sollten übrigens“, schließt Goethes Brief an Säger, „schon dergleichen Exemplare in Stuttgart vorhanden sein, so bitte doch Gegenwärtiges zu meinem Andenken zu pflegen und, bei dem gränzenlosen Fortbildungs-Triebe, auch meiner unbegrenzten Neigung zu den Naturstudien . . . zu gedenken . . .“ Man sieht: Goethe verehrt diese ihm neu bekannt gewordne Pflanze als ein heiliges Symbol, als ein Sinnbild und Gleichniß seines eignen „gränzenlosen Fortbildungs-Triebes“, wie er als ebensolches lange Jahre hindurch das *Bryophyllum calicinum* verehrt, gepflanzt und besungen hatte. Wäre es nicht wohlgetan, um nicht zu sagen eine fromme Pflicht: diese Gewächse dauernd in Goethes Haus und Garten zu pflegen und so auch dem sinnigen Besucher dieser Stätten vor Augen zu führen?

Und noch eine andre Äußerung Goethes darf in diesem Zusammenhange nicht fehlen, sie findet sich in dem ebenfalls bisher unbekanntem Briefe an den österreichischen Naturforscher v. Schreibers vom 16. Februar 1829: „Hier darf ich wohl aussprechen, daß die Naturbetrachtungen, denen ich so viele Jahre meines Lebens gewidmet, mich erst jetzt in hohem Grade belohnen, indem sie unter den Trost- und Ermunterungsgründen, bei manchem eindringenden Übel, sich am treuesten und wirksamsten verhalten.“

Der neu erwachte, mächtige Trieb zur Natur hin mußte sich nach Goethes Art sofort auch produktiv betätigen; und die Aufgabe war, trotz seinen hohen Jahren, schnell gefunden. Als er am 11. Februar 1829, im Hinblick auf die mühselige Arbeit an den „Wanderjahren“, an Niemer schrieb: „ . . . mich verlangt sehr, diese Last los zu werden“, setzte er hinzu: „freilich genau befehen, um eine neue aufzuladen“. Diese neue Last war die Besorgung einer zweiten Aufgabe seines „Versuches, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären“; sie wurde mit Rücksicht auf die neuen Forschungen französischer und französisch-schweizerischer Gelehrten mit einer von Soret gefertigten Übersetzung in französischer Sprache

versehen, und Goethe gab dazu eine Darstellung der Wirkung seiner Schrift während der seit ihrem ersten Erscheinen verflossenen dreißig Jahre.

Sehr anregend auf naturwissenschaftlichem Gebiet waren für Goethe auch die Besuche einiger Fachmänner, die Anfang Oktober 1828, von der großen Versammlung der Naturforscher und Ärzte in Berlin zurückkehrend, bei ihm vorsprachen, unter ihnen die Botaniker v. Martius aus München und Schübler aus Tübingen. Den amtlichen Bericht über jene wichtige Gelehrtenversammlung sandte Lichtenstein Ende Mai 1829 an Goethe, in der Hoffnung, er werde Goethen „nicht unwillkommen sein, zumal da die angehängte Sammlung der nach den eigenhändigen Schriftzügen lithographierten Namen ziemlich vollständig geworden ist und in dieser Weise die versammelt gewesenen Personen lebhafter vergegenwärtigt, als ein wohlgeordnetes gedrucktes Verzeichniß gethan haben würde“. Die bisher nicht bekannte Antwort Goethes an Lichtenstein vom 25. Juni ist in mehr als einer Beziehung so interessant, daß sie hier, mit einigen wenigen Kürzungen, mitzuteilen ist. Goethe schreibt: „Ew. Wohlgeboren haben mit dem . . . mir übersendeten, wichtigen Hefte einen dringenden Wunsch erfüllt, Nachricht nämlich von der in Berlin zusammengetretenen Gesellschaft deutscher Naturforscher immer näher und vollständiger zu erhalten. Zwar fand ich mich durch das bisher bekannt Gewordene, nicht weniger durch mehrere Naturfreunde, die mich bei ihrer Rückkehr als einen alten treuen Zunftgenossen besuchten, bis auf einen gewissen Grad unterrichtet, oder, um bestimmter zu reden: ich hatte von dem, was sich ereignet, einen allgemeinen Begriff, von dem, was geleistet worden, einzelne Nachrichten gewonnen. — Nun aber gewähren Sie mir durch die geneigte Mittheilung gründlichere Ein- und Übersicht, und es ergibt sich dabei das vollständigere Resultat, daß Sie, der verehrte Präsident und der ganze Complex theilnehmender Gönner aller Stände sowohl die Wissenschaft in ihren Repräsentanten als sich selbst geehrt, und zwar auf eine Weise, die einzig bleiben und zugleich über die folgenden Versammlungen ein günstiges Licht und eine glückliche Einwirkung verbreiten wird. — Es war ein solches Ereigniß um so wünschenswerther, als niemand voraussehen kann, was für Vortheile die Mit- und Nachwelt von diesem nunmehr so glänzend eingeleiteten Congreß wird ernten können. Der deutsche Gelehrte, der deutsche Forscher mußte sich immer als ein isolirtes Wesen, als eine Privatperson fühlen; er wird hier genöthigt, sich als den Theil eines Ganzen zu betrachten, und obgleich dieses gewiß den meisten ungewohnt und unbequem erscheinen muß, so ist doch diese erste Nöthigung von so viel geistigen und sittlichen Forderungen begleitet, daß ein jeder, wenn er nach Haus kommt, sich in seinem löblichen Egoismus doch etwas anders fühlen muß. . . Recht angenehm auffallend war mir, ich will es bekennen, die löbliche Ordnung, Klarheit und Zucht, wie sich die sämmtlichen Herren hinter einander unterschrieben. Es gehörte eine gar wohl erfonnene Anstalt dazu, um so viele bedeutende Männer in solchen Schranken zu halten und zu erreichen, daß eine Classe, welche sonst wegen Übelchreibens berüchtigt war, hier durchaus als deutlich- und zum größten

Theil als schönschreibend uns entgegen kommt. Die Vollkommenheit Ihrer lithographischen Anstalten mag denn auch wohl das ihrige beigetragen haben. — Sollt' ich nun manches Einzelne, was bei Lesung Ihres werthen Heftes bei mir aufgeregt worden, freimüthig äußern, so würde ich nicht aufhören, da ich nicht einmal weiß, wie ich anfangen sollte. Lassen Sie mich also mit den treuesten Wünschen für die Reise unsres vorzüglichen, edlen, trefflichen Mannes [Alexander v. Humboldts] hiemit abschließen, und erlauben Sie mir, den freilich nicht zu gewährenden Wunsch auszusprechen: ich möchte gar zu gern die in der großen Natur umherirrenden lebendigen Wesen, so wie Sie solche geordnet und aufgestellt, an Ihrer Hand mit Muße betrachten; ich würde dadurch für viele nicht zu unternehmende Reisen entschädigt und gewiß über manche Ahnungen aufgeklärt, die, unter den jetzigen Umständen, für mich unenthüllt bleiben müssen.“

Werfen wir zum Schluß dieser Übersicht noch einen kurzen Blick auf Goethes Weimarisches Leben im Engern. Mit Bewunderung gewahren wir, wie der Achtzigjährige sich fortgesetzt einer im allgemeinen vortrefflichen Gesundheit erfreut, und wir können es ihm nicht verdenken, daß er sich einer lebenswürdigen Freundin früherer Zeiten, der Gräfin Dorothee de Chassepot, geb. v. Anabau, gegenüber sehr energisch, ja nicht ohne Empfindlichkeit gegen den Vorwurf verteidigt, er habe sich einem Besucher triste und abbattu gezeigt. Grund genug zur Traurigkeit und Niedergeschlagenheit hätte eine anders gartete Natur wohl schon in der von Jahr zu Jahr zunehmenden Vereinsamung finden können. Von den alten Genossen der kraftvollen Jugendjahre und der ersten Weimarer Zeit lebten nur noch ganz wenige; Knebel führte sein stilles Klausnerdasein in Siena fort; Karl August war dahingegangen, und am Tage seiner Bestattung, am 9. Juli 1828, war ihm eine der lebenswürdigsten Gestalten jener heitern Weimarer Frühzeit in den Tod gefolgt, ein treuer Diener seines Herrn, der Oberhofmeister Friedrich Hildebrand v. Einsiedel. Jetzt hatte der Kanzler Müller seinen Entwurf zu einer Grabschrift für Einsiedel Goethen vorgelegt, die mit den Worten schloß: „. . . | Hat er unsre goldne Zeit durchlebt | Und ging heim | An dem für Weimar traurigsten Tage.“ Goethe war damit nicht zufrieden. „Aufrichtig zu sein, schrieb er an Müller in einem bisher ungedruckten Briefchen vom 11. November 1828, will mir unsre goldne Zeit nicht gefallen; seitdem ich lebe, hab' ich schon sechs bis sieben goldne Zeitalter der deutschen Litteratur überstehen müssen, en échelon, auch wohl synchronistisch“; er änderte deshalb den Schluß ab in die Worte: „und folgte seinem Herrn | ungesäumt | in die Wohnungen | der Seligen“.

Unter den jüngern Persönlichkeiten, die Goethe während seiner letzten Jahre nicht selten bei sich sah, war eine, die wegen ihres ungewöhnlichen Charakters und schwer zugänglichen Gemüths den großen Kenner und Schilderer der weiblichen Natur besonders anziehen mußte: Auguste Jacobi, die damals fünfundzwanzigjährige Enkelin seines Jugendfreundes Friedrich Heinrich Jacobi. Längere Zeit hindurch lebte sie im Hause des Kanzlers Müller in Weimar und auf

dessen Gute Bergern am Hexenberg bei Verfa; sie wird in Müllers Unterhaltungen mit Goethe mehrfach genannt, so sagte nach ihnen Goethe einmal von dem sonderbaren Mädchen: „sie verwandle mit ihrem scharfen Geiste alle Poesie augenblicks in Prosa, versiere in beständiger Klarheit, aber des Irrtums“. An den Grafen von Reinhard schreibt Goethe am 12. März 1830 über sie: „Die Natur gab ihr klare Einsicht in die Persönlichkeiten und sonstige Verhältnisse der weltlichen Dinge, dabei ein festes Beharren auf sich selbst und ihren Begriffen; dagegen aber versagte sie ihr alle Anlage zu einer liebevollen Nachsicht, wodurch man geneigt wird, sich in andere zu schicken; daher sie denn wohl zu dulden, nicht aber sich zu fügen weiß.“ Unter den zu unserm Bande gehörenden Briefen nun findet sich einer, der sich vermutlich auf Auguste Jacobi bezieht; es ist ein Konzept ohne Adresse und ohne Datum, aus dem Juni 1829 stammend und wahrscheinlich an den Grafen von Reinhard gerichtet, aber in den Brief an diesen vom 18. Juni 1829 mit Wohlbedacht nicht aufgenommen. Mit Bedacht, denn es ist eine der bezeichnendsten und schönsten Eigentümlichkeiten Goethes, daß er, wo er nicht zustimmen, nicht anerkennen kann, schweigt; das gilt sowohl von seinen Schriften überhaupt, als auch insbesondre von seinen Briefen. Man wird in unsrer gesamten Literatur wenige Briefsteller finden, bei denen alles Urteil über Persönlichkeiten stets so auf das Positive, Fruchtbare gerichtet, alles Persönliche überhaupt mit solcher Zartheit behandelt ist wie bei Goethe. War ihm wider Willen in einem vertrauten Briefe doch einmal ein Urteil entschlüpft, das möglicherweise hätte kränken können, so unterdrückte er es gewiß nachträglich. Die kleine Zahl von Beispielen, die sich hierfür beibringen ließe, wird durch das eben genannte Konzept um ein besonders interessantes vermehrt. Goethe schreibt: „Unser Freund [der Kanzler Müller], welcher diesen Namen wahrhaft verdient, weil er die Angelegenheiten seiner Freunde ganz und vielleicht noch gewissenhafter als seine eignen behandelt, genießt nun des Vortheils, eine hochgeschätzte und geliebte Person in der Nähe zu besitzen. Sie ist wahrhaft schätzenswerth, doch ist ihre Bildung aus einem andern Kreise als der, in dem ich mich bewege; ich bin gerade nicht mit ihr im Widerspruch, aber ich finde in ihrem Wesen gerade keine Wertesteine, wo ich geneigt wäre, auch irgend einen kleinen Anbau zu versuchen. Mir ist die Bemerkung wichtig, wie Jahre und Landschaft, Epochen und Richtungen die Menschen derselben Nation bergestalt zu trennen vermögen, daß sie wenig mit einander gemein haben. Ändert sich dieses in der Folge, so will ich es freudig bekennen.“ Diese überaus charakteristischen, immerhin aber doch recht allgemein gehaltenen Bemerkungen erschienen Goethe doch noch zu scharf, zu persönlich und möglicherweise verlegend; er strich sie aus (von „Sie ist wahrhaft schätzenswerth“ bis „freudig bekennen“) und schrieb dafür folgendes: „Was mich betrifft, ich dürfte nicht sagen, daß ich sie kenne; ihr Charakter und Wesen wird sich gar bald an den Eigentümlichkeiten der Weimaraner bezeichnen, vielleicht mehr als in Unterhaltungen mit mir, da ich immer gewohnter werde, alle Vorstellungsarten recht zu finden, die ja doch, so mannigfaltig, aus der Natur des Individuums, dem

Verhältniß zu seinem nächsten Kreise und zur Weltepoch, worin es geboren wurde, sich entwickeln und ausbilden müssen.“ Aber auch diese Fassung genügte ihm nicht, drückte das ihm Vorschwebende noch nicht zart genug aus, und so ließ er lieber das Ganze fallen. —

An den mannigfachen, hier probeweise mitgetheilten Briefstellen wird man erkannt haben, wie reich an Interessantem auch dieser neue Band von Goethe-briefen ist. Zu den ungedruckten Schriftstücken, auf die unsre Auswahl sich diesmal absichtlich beschränkt hat, kommen die bereits früher gedruckten; gar manche aber auch von diesen, in alten, wenig zugänglichen Werken veröffentlicht, können ganz wohl als neu gelten. Und selbst aus den bekanntesten Briefen Goethes vermögen wir bei erneuter Lektüre immer wieder frischen, ungeahnten Gewinn zu ziehen. Seine Briefe an Zelter zum Beispiel enthalten eine erstaunliche Menge von einzelnen Bemerkungen, die nicht etwa vor hundert Jahren geschrieben zu sein scheinen, sondern eben jetzt aus den Verhältnissen der heutigen Gegenwart heraus. Lesen wir, um nur ein Beispiel statt vieler zu geben, was Goethe am 17. Mai 1829 an Zelter schreibt: „Die jetzige Zeit ist eigentlich enkomiastisch, sie will etwas vorstellen, indem sie das Vergangene feiert: daher die Monumente, Feste, die säcularen Lobreden und das ewige ergo bibamus, weil es einmal tüchtige Menschen gegeben hat.“ Paßt das etwa nicht vortrefflich auf unsre Tage? Und der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung? Vielleicht ließen sich deren mehrere anführen, der gewichtigste scheint mir der: Goethe ist und bleibt, wie die Natur, ewig jung, nicht nur in seinen Dichtungen, sondern auch in seinen Briefen.

* * *

Als Zugabe zu unserm diesmaligen Bericht dürfen wir einen ungedruckten, in den besprochenen Zeitraum fallenden Brief von Rochlitz an Goethe mittheilen; er füllt willkommen eine Lücke aus in dem 1887 durch den Freiherrn Woldemar von Biedermann veröffentlichten Werke „Goethes Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz“.*) Goethe hatte dem als kenntnisreichen Kritiker und zart sinnigen Menschen von ihm besonders hochgeschätzten Leipziger Freunde am 17. Januar 1829 zwei Fasane in die Küche geschickt; Rochlitz bedankt sich dafür am 26. Januar, und Goethe schickt diese Antwort nebst einem für Rochlitz bestimmten Exemplar von Casimir Freschots Werk „Relation von dem Kaiserlichen Hofe zu Wien“ (Cölln, 1705) am 28. Januar an den Kanzler Müller, indem er schreibt: „Ew. Hochwohlgeboren lesen beikommendes Büchlein wohl mit

*) Der Brief befindet sich, da er von Goethe an den Kanzler Müller geschickt, von diesem aber nicht an Goethe zurückgegeben worden ist, in dem (einen Teil des Goethe- und Schiller-Archivs bildenden) Kanzler-Müller-Archiv, und zwar unter den durch Woldemar von Biedermann für das genannte Werk nicht benutzten Briefen von Rochlitz an Müller (Fascikel 341). Für die mir als ständigem Mitarbeiter des Goethe- und Schiller-Archivs erteilte Erlaubnis zur erstmaligen Veröffentlichung sei dem hochverdienten Leiter des Archivs, Herrn Geheimen Hofrat Professor Dr. Suphan, bestens gedankt.

Antheil und senden solches sodann an den wahrhaft guten und redlichen Freund. Aus beiliegendem Briefe sehen Sie, wie artig er für die kulinarische Sendung dankt; ingleichen, daß wir Hoffnung haben, in der bessern Jahreszeit ihn hier zu sehen..." Der Brief von Rochlitz lautet:

Ev. Excellenz

haben mich auf's angenehmste überrascht durch den Beweis, daß Sie nicht nur meiner noch gedenken, sondern auch wollen, daß ich mir gütlich thue. Zwar thue ich mir immer gütlich, wenn ich Ihre Werke lese, oder wenn ich Ihrer, und meiner Vergangenheit in Beziehung auf Sie gedenke; dieß alles schlingt sich aber durch mein ganzes Leben, wie ein Goldfaden durch ein Band, das beschmutzt oder aufgetrödelst werden müßte, sollte der Faden nicht mehr Licht hervorstechen: indessen, eine Zugabe, wie Sie mir gesandt, gibt doch auch wirklich etwas zu; und ich danke Ihnen gar freudig. Schreibe ich nichts weiter, so ist es, weil sich so vieles aufgespeichert hat, daß kein Vollführen abzusehn. Lieber hege und stärke ich den Wunsch, Sie und den geehrten Freund, den ich auch Ihnen verdanke, noch einmal in Weimar zu sehn. Dann wollte und würde ich, in Bezug auf Sie, gar nichts, außer einige Tage auf der Lauer liegen, wann Sie mich zu sich rufen ließen, Ihre Nähe zu genießen. Da möchten Sie mich ausfragen über alles, wovon Sie etwas durch mich vernehmen wollten; und wären Ihnen Töne lieber als Worte, so würde ich auch für diese zu sorgen wissen. Je miserabler mich eben jetzt die Kälte zusammenzieht und festzuhoeken nöthigt: desto mehr hoff' ich, die Frühlingswärme werde mich ausdehnen und beweglich machen. Gelingt mir das und erhalten Sie dann meine Anmeldung aus dem Weimariſchen Gasthose: so besorgen Sie nur ja nicht, daß ein unbescheidner, unbequemer, zudringlicher Gesell Sie umlagern werde. Ich gebe das Wort: Selbst auf die Gefahr hin, weniger angeregt und theilnehmend zu erscheinen, werde ich nie bei Ihnen eintreten, außer wenn Sie selbst es verlangen; und verlangen dürfen Sie es auch nicht ein einziges Mal, außer wenn es Ihnen in jeder Hinsicht recht eigentlich und vollständig genehm ist. Kömmt die Zeit, so will ich auch, um Ihre Güte nicht in einige Bedrängniß zu bringen, nicht bei Ihnen selbst, sondern bei unserm gemeinschaftlichen Freunde, Herrn Kanzler von Müller, anfragen, welchem Sie bequemer sagen können: Er mag nicht oder doch jetzt nicht kommen! Mach' ich's so recht? Wenigstens weiß ich's nicht besser.

In dankbarer Verehrung und treuer Hingebung fort und fort mich

Ev. Excellenz

empfehlend,
Rochlitz.

Leipzig,
den 26sten Januar
1829.

